



Steffen Baer | Marc Fischer

**Soziale Arbeit mit
nicht-heterosexuellen
Jugendlichen und
jungen Erwachsenen**

BELTZ JUVENTA

Steffen Baer | Marc Fischer
Soziale Arbeit mit nicht-heterosexuellen Jugendlichen
und jungen Erwachsenen

Steffen Baer | Marc Fischer

**Soziale Arbeit mit
nicht-heterosexuellen
Jugendlichen und
jungen Erwachsenen**

BELTZ JUVENTA

Die Autoren

Steffen Baer, Sozialarbeiter M.A./Sexualpädagoge, ist Lehrkraft für besondere Aufgaben an der Hochschule Rhein Main, Wiesbaden/Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt: „Queer Professionals – Professionalität zwischen „queerer Expert*in“ und „Andere*r“ in der Sozialen Arbeit“ unter Leitung von Prof. Dr. Davina Höblich sowie freiberuflicher Sexualpädagoge für pro familia (steffen.baer@hs-rm.de).

Marc Fischer, Sozialarbeiter M.A., ist Leiter des Kompetenzzentrums für sexuelle Gesundheit Mannheim (KOSI.MA) sowie Jugendgruppenleiter bei PLUS e.V. und Mitglied der Geschäftsführung von PLUS e.V. (marc.fischer@kosima-mannheim.de).

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme.



Dieses Buch ist erhältlich als:
ISBN 978-3-7799-6353-0 Print
ISBN 978-3-7799-5657-0 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel
Werderstraße 10, 69469 Weinheim
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Ulrike Poppel
Satz: Helmut Rohde, Euskirchen
Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza
Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1	„Das ist nur eine Phase“ – Einleitung	9
2	„Du Schwuchtel!“ – Problemstellung und aktueller Forschungsstand	13
3	„Das ist normal und war schon immer so!“ – Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als gesellschaftliche, machtvolle Norm	20
4	„Weg von der Binarität“ – Diversität sexueller Orientierung als neue gesellschaftliche Norm einer queeren Sozialen Arbeit	24
5	„Mehr als nur das Geschlecht“ – Die sexuelle Identität	26
6	„Sturm und Drang“ – Entwicklungspsychologische und sozialwissenschaftliche Grundlagen des Jugendalters und menschlicher Sexualität	35
6.1	Grundlagen menschlicher Sexualität	37
6.2	Jugendsexualität heute	43
6.3	Identität und Persönlichkeit als spezifische Entwicklungsaufgabe	45
6.4	Entwicklungsspezifika im jungen Erwachsenenalter	47
7	„Bin ich anders?“ – Einflussfaktoren auf die Identitätsbildung	50
7.1	Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit	50
7.2	Mikroaggressionen und sexuelle Orientierung	56
7.3	Minderheitenstress	60
7.4	Coping nach Lazarus	64
7.5	Intersektionalität	67
8	„Ich muss euch was’ sagen“ – Coming-out als Prozess	71
8.1	Rahmenbedingungen des Coming-out-Prozesses	71
8.2	Risiken und Chancen des Coming-outs	72
8.3	Coming-out-Modelle	76
8.4	Das Coming-out-Modell nach Rauchfleisch	78
8.5	Das Coming-out-Modell nach Cass	86

9	„Mehr als nur Hilfen zur Erziehung“ – Das Handlungsfeld der Kinder- und Jugendhilfe unter Beachtung rechtlicher Aspekte der Vielfalt	101
10	„Work in progress“ – Die Anerkennung sexueller Orientierung als Bestandteil professioneller Sozialer Arbeit	106
10.1	Sexuelle Orientierung im Spiegel einer lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe	106
10.2	Sexuelle Orientierung und professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit	110
10.3	Berufs- sowie forschungsethische Aspekte der Anerkennung sexueller Vielfalt in der Sozialen Arbeit	113
10.4	Relevanz der sexuellen Orientierung in der Sozialpädagogischen Fallarbeit	120
10.5	„A gay affirmative practice“ – eine Homo- und Bisexualität bejahende Praxis Sozialer Arbeit	124
11	Exkurs Queere Sozialarbeiter*innen: Umgangsweisen und Herausforderungen nicht-heterosexueller Fachkräfte Sozialer Arbeit	128
11.1	Ausgangslage	128
11.2	Soziale Arbeit: Professionalität und Authentizität	129
11.3	Forschungsdesign	132
11.4	Ergebnisse der qualitativen Daten	135
11.5	Hypothesen, Ergebnisse und Interpretation	141
11.6	Empirische Ergebnisse zu queeren Sozialarbeiter*innen	146
12	Fragestellungen und Methodik	151
12.1	Erhebungsmethoden	152
12.2	Sampling	154
12.3	Auswertungsmethoden	156
13	Empirische Ergebnisse hinsichtlich einer affirmativen Praxisgestaltung mit nicht-heterosexuellen Adressat*innen	159
13.1	Belastungen und Bewältigungsstrategien von lsb Jugendlichen und jungen Erwachsenen	160
13.2	Identifizierte Desiderate Sozialer Arbeit im Kontext lesbisch, schwuler und bisexueller Lebenswelten	163
13.3	Bedarfe von lesbischen, schwulen und bisexuellen jungen Menschen hinsichtlich Sozialer Arbeit	172
13.4	Aufgaben und mögliche Praxismodifikationen	174
13.5	Kompetenzbereiche	180

14 Interpretationen, Kontraste und Schlussfolgerungen	185
14.1 Kontraste zur lebensweltorientierten Kinder- und Jugendhilfe	185
14.2 Kontraste und Interpretationen im Kontext professioneller Sozialer Arbeit mit nicht-heterosexuellen Jugendlichen und jungen Erwachsenen	189
15 Zusammenfassung, Diskussion und Fazit auf dem Weg zu einer affirmativen Praxisgestaltung	193
Literatur	199
Danksagung	214

1 „Das ist nur eine Phase“ – Einleitung

„Das ist nur eine Phase“ ist nur eine der vielen Aussagen, mit der Lesben, Schwule und Bisexuelle (LSB) nach einem Coming-out durch die Personen, welche davon erfahren, konfrontiert werden. Eine homo- oder bisexuelle Orientierung wird so in ihrer Bedeutung bagatellisiert und versucht zu relativieren. Gleichzeitig sind unter anderem durch die modernen Medien trotz wachsender Liberalisierung eine Vielzahl von Fällen bekannt geworden, in denen eine nicht-heterosexuelle Orientierung zu Ablehnung, Diskriminierung, Stigmatisierung und Gewalt bis hin zu Morden geführt hat. Exemplarisch kann hier ein aktueller Fall aus der Schweiz angeführt werden. Im Kanton Bern wurde ein 17-Jähriger wegen seiner Homosexualität von seinem Vater mit einem Messer so schwer verletzt, dass er ins künstliche Koma versetzt werden musste (vgl. *Mannschaft* 2019a). In Berlin wurde im März 2019 eine Gruppe junger Menschen in der Öffentlichkeit massiv homo- und transnegativ beleidigt und bedroht (vgl. *Mannschaft* 2019b). Die *Antidiskriminierungsstelle des Bundes* (vgl. 2017, S. 11) publizierte 2017 eine bevölkerungsrepräsentative Umfrage, aus der hervorgeht, dass eine fortlaufende Diskriminierung von Lesben, Schwulen und Bisexuellen durch 80,6% der deutschen Bevölkerung weiterhin wahrgenommen wird. 38,4% der Befragten gaben an, dass es ihnen unangenehm ist, wenn sich zwei Männer in der Öffentlichkeit küssen. Vier von zehn befragten fänden es eher bzw. sehr unangenehm, wenn das eigene Kind homosexuell wäre. 29,4% der Befragten sind der Auffassung, dass eine Aufklärung über sexuelle Vielfalt in den Schulen die Kinder und Jugendliche in ihrer sexuellen Entwicklung verwirren würde. Eine der zentralen Kernaufgaben Sozialer Arbeit ist die Förderung und Gleichstellung von Diversität (vgl. insg. *DBSH* 2016). Unter „Diversity“ ist die Vielfalt der Menschen mit all ihren Merkmalen, wie geistige und körperliche Fähigkeiten, Alter, Geschlecht, Ethnie sowie sexuelle Orientierung gemeint (vgl. insg. *bpb* 2018).

Das vorliegende Buch, entstanden als Masterarbeit im Wintersemester 2019/20 an der Fachhochschule Münster, arbeitet durch unterschiedliche Zugangswege die Bedeutung der sexuellen Orientierung für die Soziale Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen heraus. Die zugrunde liegenden Forschungsfragen werden sowohl aus theoretischer als auch empirischer

Perspektive interdisziplinär betrachtet. Ziel hierbei ist es, für Akteur*¹innen, die in unterschiedlichen Handlungsfeldern aus unterschiedlichen Professionen heraus mit jungen Menschen arbeiten, die Relevanz der Anerkennung der sexuellen Orientierung darzulegen, um einen weiteren Baustein im Kampf gegen Diskriminierung und Gewalt gegen Schwule, Lesben und Bisexuelle zu liefern. Daneben verfolgt diese Arbeit auch das Ziel, spezifisch für jetzige und künftige Sozialarbeiter*innen Handlungsimplicationen und Kompetenzdimensionen zu erörtern, die für die Arbeit mit der Zielgruppe von Relevanz sind.

Neben einer grundlagentheoretischen Argumentation liegt den Ergebnissen dieser Arbeit eine empirische Untersuchung mit spezifischen Untersuchungsfragestellungen zugrunde, in der mittels Datentriangulation Expert*innen und Adressat*innen Sozialer Arbeit befragt wurden. Durch eine qualitative Inhaltsanalyse konnten so wichtige, neue Erkenntnisse zu den theoretischen Ausarbeitungen ergänzend zugefügt werden. Das Besondere hierbei ist der biografisch-rekonstruktive Charakter der Adressat*innenperspektive, der dem Leitsatz folgt: „Redet nicht über uns, redet mit uns!“

Die Arbeit gliedert sich dementsprechend in einen theoretischen und einen empirischen Teil auf, welche sich in einem dritten Teil, der Interpretation und Kontrastierung, diskursiv miteinander verbinden. Bevor eine theoretische Argumentation beginnt, werden in Kapitel zwei der aktuelle Forschungsstand zur Thematik differenziert dargelegt und die daraus resultierenden Forschungsfragestellungen abgeleitet. Den Forschungsergebnissen von Davina Höblich, Claudia Krell und Stefan Timmermanns kommt hierbei eine besondere Bedeutung zu, da in deren aktuellen Studien die Desiderate-Thematik der Adressat*innen – Fachkraft-Beziehung sowie die Lebenssituation schwuler, lesbischer und bisexueller junger Menschen in Deutschland – beleuchtet wurde.

Der theoretische Teil liefert in Kapitel drei dann primär soziologische Grundlagen zur Entstehung und Aufrechterhaltung heteronormativer Gesellschaftsstrukturen und setzt sich hierbei kritisch mit Judith Butlers heteronormativer Matrix auseinander. Kapitel vier greift diese Grundlagen auf und plädiert insbesondere aus Jutta Hartmanns und Gudrun Perkos Perspektiven für eine grundsätzliche Anerkennung sexueller Diversität in der Sozialen Arbeit. Folgend stellt Kapitel fünf die Ebenen der sexuellen Identität des Menschen dar und legt den theoretischen Grundstein für eine affirmative

1 * steht für die sprachliche Gleichstellung und Sichtbarmachung aller geschlechtlichen Selbstdefinitionen jenseits der binären Geschlechterordnung männlich/weiblich (vgl. Universität Wien 2019, S. 1)

Praxis Sozialer Arbeit. Das darauffolgende sechste Kapitel liefert biologische und entwicklungspsychologische Erkenntnisse zur Entstehung der menschlichen Sexualität und setzt sich hierbei kritisch mit Sigmund Freuds Theorie der psychosexuellen Entwicklung auseinander. Aktuelle empirische Daten liefern hierbei einen Einblick in die heutige Jugendsexualität und verknüpfen diese mit den Entwicklungsaufgaben des Jugend- und jungen Erwachsenenalters. Hierbei steht die Herausbildung einer individuellen Identität als junger Mensch im Kern der Argumentation. Kapitel sieben diskutiert darauffolgend aus interdisziplinärer Sichtweise Einflüsse, die sich für junge Menschen ergeben. Wesentliche Bezüge sind hier die theoretischen Modelle sowie deren Anwendung. Wesentliche Erkenntnisse aus soziologischer Perspektive liefern Wilhelm Heitmeyer mit dem Konzept der Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit sowie Kevin Nadal mit dem Ansatz der Mikroaggressionen. Aus psychologischer Perspektive werden die theoretischen Überlegungen von Ilan Meyer (Minderheitenstress) sowie Richard Lazarus (Coping) zusammengeführt und deren Bedeutung für die Identitätsbildung herausgearbeitet. Abschließend liefert der Ansatz der Intersektionalität nach Katharina Walgenbach weitere Überlegungen zur Relevanz der Thematik. Kapitel acht legt den Fokus dann anhand der Modelle von Udo Rauchfleisch und Vivienne Cass auf das Coming-out. Beide Modelle werden in ihrer Reichweite dargestellt und auf die bisherigen Überlegungen rückgekoppelt. Hierbei werden die besonderen Herausforderungen beschrieben, welche Jugendliche und junge Erwachsene in den jeweiligen Phasen des Outings bewältigen müssen, um eine positiv konnotierte sexuelle Identität auszubilden. Unter Kapitel neun werden Handlungsfelder Sozialer Arbeit, in denen Jugendliche und junge Erwachsene begleitet werden, sowie rechtswissenschaftliche Grundlagen einer akzeptierenden Sozialen Arbeit beschrieben. Die vorhergehenden theoretischen Ausführungen stellen die besondere Relevanz der sexuellen Orientierung in der Kinder- und Jugendhilfe dar und werden mit den juristischen Rahmenbedingungen verschränkt. Das folgende zehnte Kapitel formuliert darauf aufbauend, wie Professionalität in der Sozialen Arbeit in den Handlungsfeldern unter Beachtung der herrschenden Rahmenbedingungen gewährleistet werden kann. Hierbei argumentieren die Autoren aus einer lebensweltlichen Perspektive nach Hans Thiersch sowie der Berufsethik Sozialer Arbeit nach dem DBSH. Beispielhaft wird das Modell einer „gay affirmative practice“ nach Catherine Crisp dargelegt und die Bedeutung sexueller Orientierung in der sozialpädagogischen Fallarbeit herausgearbeitet. Eine professionstheoretische Argumentation wird hierbei durch die Perspektive von Roland Becker-Lenz, Donald Schön und Bernd Dewe eingenommen.

Kapitel elf nimmt einen Exkurs auf eine vorhergehende Studie beider Autoren und ermöglicht einen Perspektivwechsel hin zu der Frage nach Professio-

nalität als nicht-heterosexuelle Fachkraft Sozialer Arbeit. Kerninhalt des Exkurses ist die Herausarbeitung von Handlungsstrategien, welche benannte Personengruppe im beruflichen Kontext anwenden kann und gleichzeitig werden die Folgen dessen angezeigt.

Der empirische Teil zum Hauptthema des Buches beginnt in Kapitel zwölf im Sinne der Forschungstransparenz mit der differenzierten Darstellung der Untersuchungsfragen, der Beschreibung der Erhebungsinstrumente sowie der detaillierten Vorstellung des Verfahrens der Datenauswertung. Im folgenden 13. Kapitel legen die Autoren ihre Forschungsergebnisse dar, die in Kapitel 14 anhand der bestehenden Theoriebestände interpretiert und insbesondere anhand der Struktur- und Handlungsmaximen der lebensweltorientierten Sozialen Arbeit kontrastiert werden. Der empirische Teil endet in Kapitel 15 mit der kritischen Reflexion des Forschungsprozesses, der abschließenden Diskussion sowie der finalen Beantwortung der Forschungsfragen, um daraus konkrete Implikationen für die sozialarbeiterische Praxis abzuleiten.

Diese Auseinandersetzung befasst sich mit der Thematik der sexuellen Orientierung. In aufgeführten Fachdiskursen bzw. Studien werden häufig kollaborativ alle Ebenen der sexuellen Identität im Spektrum von lsbtqi*-Personen² benannt. Aus diesem Grund kann es bei vereinzelt Zitatensowie Interviewpassagen zur Nennung des gesamten Spektrums kommen.

2 In Baden-Württemberg wird die Abkürzung lsbtqi (lesbisch, schwul, bisexuell, transgender, transsexuell, intergeschlechtlich und queer*) als explizite Beschreibung und indirekte allumfassende Beschreibung für alle nicht-heteronormative Menschen benutzt (vgl. Staudenmeyer/Kaschuba/Barz/Bitzan 2016, S. 6).

2 „Du Schwuchtel!“ – Problemstellung und aktueller Forschungsstand

„Zu jeder Zeitepoche wurde die homosexuelle Liebe gerne politisch missbraucht, um Menschen oder Gruppierungen gesellschaftlich ins Abseits zu befördern oder gar zu töten. Man sah diese Art der Liebe als eine Gefährdung der sozialen und religiösen Ordnung sowie als Gefahr für die Gesellschaft im Allgemeinen“ (DBSH 2019, S. 2).

Homosexualität wurde bis 1992 pathologisiert und bis 1994 kriminalisiert (vgl. Tietz 2004, S. 36). Menschen mit nicht-heterosexueller Orientierung ist somit die am längsten offiziell durch die Gesellschaft sanktionierte Minderheit der Vielfaltskategorien. Selbst heutzutage besteht die strukturelle Diskriminierung (vgl. Gomolla 2017, S. 148) weiterhin. Rechte, die der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft zustehen, werden der nicht-heterosexuellen Minderheitsgesellschaft vorenthalten. So kann beispielsweise ein Kind in einer gleichgeschlechtlichen Ehe nur durch Sukzessiv Adoption/Stiefkind-adoption adoptiert werden (vgl. LSVD insg. 2019).

„Die gesellschaftliche Stigmatisierung Homosexueller zeigt sich in der strukturellen Verankerung von Heterosexismus in der Gesellschaft, beispielsweise im Recht. Während sich die gesellschaftliche Situation Homosexueller ohne jeden Zweifel im Verlauf des vergangenen Jahrhunderts in den westlichen Ländern enorm verbessert hat, bleiben wichtige Ungleichbehandlungen bestehen“ (insg. bpb 2010).

Eine weitere Besonderheit liegt in der Sichtbarkeit des Vielfaltsmerkmals. Die sexuelle Orientierung lässt sich nach außen verbergen und wird somit „unsichtbar“ (vgl. Timmermanns 2013, S. 260). Der Vorteil liegt darin, dass man sich verstecken kann, um nicht Zielscheibe homonegativer Übergriffe zu werden. Der Nachteil liegt in der Aufrechterhaltung der Stereotype (vgl. Bauer/Höcker/Homolka/Mertes 2013, S. 17 f.).

Eine Online-Befragung von lsbttiq Menschen in der Rhein-Neckar Region mit dem Titel „SICHER OUT?“ (vgl. insg. Göth/Jäger 2018) legte den Schwerpunkt auf Erfahrungen der Sicherheit und des offenen Umgangs mit der eigenen nicht-heterosexuellen Orientierung in der Öffentlichkeit. Anzumerken ist, dass trotz der knappen Dauer von nur zwei Wochen ein hoher Rücklauf mit 416 auswertbaren Datensätzen erreicht wurde. Dies spiegelt das hohe Interesse der Community an der Thematik wider. Die Auswertung

ergab, dass 44% der Befragten Beschimpfungen (inkl. Beleidigung, Bspucken sowie Auslachen), 11% direkte Bedrohungen, 12% Beschädigung ihres Eigentums, 9% bestohlen, 7% körperliche Gewalt, 21% sexuell belästigt, 14% sexuelle Übergriffe und 1% (versuchte) Vergewaltigung in den letzten zwölf Monaten aufgrund der Zugehörigkeit zur LSBTTIQ-Community erfuhrten. Des Weiteren wurden Erfahrungen in einem Zeitraum von zehn Jahren abgefragt. Die Ergebnisse der letzten zwölf Monate und zehn Jahre sind fast deckungsgleich. Weitere Vorfälle, die ohne Bezug zur LSBTTIQ-Thematik gemacht wurden, wurden nicht abgefragt. Bemerkenswert ist, dass nur 20% der Betroffenen die erlebten Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen bei der Polizei meldeten. Dies lässt Rückschlüsse auf eine enorm hohe Dunkelziffer zu. Die Studie fragte auch nach „Strategien der Unsichtbarkeit“. Damit sind vermeidende Strategien in der Öffentlichkeit gemeint, die dazu dienen sollen nicht als nicht-heterosexuell erkannt zu werden. Nur 11% verneinten diese Frage vollständig und 89% gaben an, im öffentlichen Raum sich nicht so verhalten zu können, wie sie wollten.

„Für diese Menschen war es keine unhinterfragte Selbstverständlichkeit, sich mit ihrer geschlechtlichen und sexuellen Identität im öffentlichen Raum zu bewegen. Vielmehr wurden (bewusst) Strategien angewandt, um die eigene Identität weniger transparent sein zu lassen und – so die Annahme – Konfrontationen, Diskriminierung und Gewalt zu umgehen“ (Göth/Jäger 2018, S. 21).

Die Ergebnisse zeigten, dass mehrere Strategien gleichzeitig zur Anwendung kommen. 64% gaben an, auf gleichgeschlechtliche Zärtlichkeiten in der Öffentlichkeit zu verzichten. 62% vermeiden bestimmte Orte bei Nacht, 20% bei Tag und 51% gehen Umwege, um sich sicherer zu fühlen. Als Paar nicht zu erkennen geben sich 56%. Auf ihr Verhalten achten und ggf. dieses zu vermeiden oder die Körpersprache zu kontrollieren gaben 43% der Befragten an. Symbole und Zeichen der LSBTTIQ-Community vermeiden 34% und 22% Bücher, Magazine oder Broschüren. Andere Kleidung tragen 21% um nicht aufzufallen. Bevor die Teilnehmer*innen zu ihren erlebten Erfahrungen und Strategien befragt wurden, sollten sie eine Einschätzung abgeben, wie hoch ihre Erwartungen sind Opfer von Diskriminierung und Gewalt im öffentlichen Raum in den nächsten zwölf Monaten zu werden. 53% gaben an damit zu rechnen, belächelt oder ausgelacht zu werden. Mit Beleidigungen und Beschimpfungen rechnen 44%. 26% erwarten sexuelle Belästigung, 18% Bedrohung und 18% Diebstahl an. Sexuelle Übergriffe und Gewalt werden von 16% erwartet und bspuckt zu werden von 7%. Damit decken sich die Erwartungen zum größten Teil mit den berichteten Erfahrungen (vgl. insg. Göth/Jäger 2018).

Die zuvor erwähnten „Strategien der Unsichtbarkeit“ führen dazu, dass ein großer Teil nicht-heterosexueller Menschen nicht als solche wahrgenommen werden. Nur diejenigen, die sich nicht verbergen können oder wollen, prägen das gesellschaftliche Bild meist in Richtung „schrill“. Diese Stereotypen werden durch die Medien weiter stabilisiert und gepuscht (vgl. Rauchfleisch 2011, S. 130 ff.). Die Rolle der Medien wird dabei oft unterschätzt, obwohl sie maßgeblich an der Wissensbildung der Mehrheitsgesellschaft, deren stereotypischen Denkweisen und der daraus resultierenden Diskriminierung beteiligt sind (vgl. Ruhrmann 2017, S. 367 ff.). Hierdurch können die Vorurteile nur schwer abgebaut werden, denn ein „sanfter“ Übergang ist nicht möglich. Der starke Stereotyp der Nicht-Heterosexualität fungiert dabei als „Feindbild“, dient der Abgrenzung und der Abwertung des Gegenübers, um sich selbst aufzuwerten (vgl. Hummrich 2017, S. 337).

Jungen heranwachsenden Menschen werden diese Stereotype wiederholt vor Augen geführt. Ihnen fehlt es an vielfältigen Vorbildern, mit denen sie sich identifizieren können. Dies verhindert ein früheres Experimentieren mit verschiedenen „Identitäten“, um aus eigenen Erfahrungen eine ganz eigene Identität kreieren zu können (vgl. *Ittel/Raufelder/Scheithauer* 2014, S. 331). Davina Höblich postuliert in ihrem Kommentar zum 15. Kinder und Jugendbericht „sexuelle und geschlechtliche Vielfalt“ (vgl. insg. 2017) das Thema der sexuellen Orientierung als Entwicklungsthema des Jugendalters. Sie benennt drei Kernherausforderungen des Jugendalters:

- „Erstens eine allgemeinbildende, soziale und berufliche Handlungsfähigkeit (Qualifizierung),
- Zweitens eine persönliche Balance zwischen der eigenen Freiheit und der sozialen Zugehörigkeit zu finden (Selbstpositionierung)
- Sowie drittens Verantwortung für sich selbst zu übernehmen (Verselbstständigung)“ (*Höblich* 2017, S. 47).

Die Selbstpositionierung sieht sie als große Herausforderung für nicht-heteronormative Jugendliche in der neuen Bildungslandschaft der Ganztageschulen, der Kinder- und Jugendhilfe und allgemein in der Kinder- und Jugendarbeit. Wie kann hier die Ermöglichung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt in einem diskriminierungsarmen Raum gelingen, wenn sie nicht einmal in Medien, Politik oder dem öffentlichen Leben sichtbar sind (vgl. *Höblich* 2017, S. 47)?

„Umgekehrt bestehen nach wie vor sichtbare Diskriminierungen von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Personen (LSBT*) in Form von Beleidigungen,

Witzen bis hin zu körperlicher Gewalt, die zu einem erhöhten Risiko, psychisch zu erkranken, führen können“ (*Höblich* 2017, S. 47).

Gerade im „Zwangskontext“ Schule sind nicht-heterosexuelle Personen den Norm- und Wertevorstellung der heteronormativen Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt und können aufgrund der Schulpflicht nicht einfach fernbleiben.

„Da die Peer-Beziehungen größtenteils auf Freiwilligkeit beruhen, ist es notwendig, dass die Schüler von ihren Mitschülern positiv wahrgenommen und beurteilt werden. Gelingt ihnen dies nicht, setzen sie sich der Gefahr aus, dass die Gleichaltrigenbeziehungen aufgelöst werden“ (*Kahlke* 2016, S. 9).

Hinzu kommt die soziale und ökonomische Abhängigkeit der Heranwachsenden von ihrem Umfeld und der damit einhergehenden höheren Vulnerabilität (vgl. *Höblich* 2017, S. 48 und *Pereira/Cunha/Monteiro/Esgalhado/Afonso/Loureiro* 2019, S. 884).

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. erreichte 2015 im Rahmen der Studie, „Coming-out – und dann...?!“ (vgl. insg. *Krell/Oldemeier* 2015) 5.037 Proband*innen. Kernaussagen der Studie sind: Die Angst, aufgrund der Nicht-Heteronormativität abgelehnt zu werden, ist gegenüber Familie, Freunde, der Öffentlichkeit sowie in der Schule/Ausbildung/Uni und am Arbeitsplatz enorm hoch (mind. 60%). Ein Fünftel gab an, Angst vor körperlicher Gewalt oder Bestrafung durch die Eltern zu haben. Nach dem Coming-out fühlten sich 63% nicht ernstgenommen, 47% wurden ignoriert und 37% nicht mitgedacht. Über die Hälfte der befragten Personen gab an, in Bildungs- und Arbeitsstätten beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht worden zu sein. Einer von zehn Proband*innen berichtete körperliche Gewalt aufgrund der Nicht-Heterosexualität erfahren zu haben.

Die britische Studie „The experiences of young gay people in Britain’s schools“ (vgl. insg. *Statham/Jadva/Daly* 2012) kam zu ähnlich gravierenden Ergebnissen. Mehr als die Hälfte der lesbischen, schwulen und bisexuellen (lsb) Jugendlichen erleben Mobbing in der Schule. 99% der Befragten hören Zuschreibungen, wie „das ist so schwul“ und „du bist so schwul“. 90% der Beleidigungen sind „queer“, „schwul“ oder „Schwuchtel“. Die Hälfte der Schulen sieht dies als problematisch, die andere Hälfte nicht. Drei von fünf gemobbten schwulen Schülern geben an, dass Lehrer, die Zeuge des Mobbing sind, niemals eingreifen. Nur zehn Prozent der schwulen Schüler geben an, dass Lehrer homonegative Sprache jedes Mal infrage stellen, wenn sie sie hören.

„Wissenschaftliche Erkenntnisse zur Situation von Kindern aus Regenbogenfamilien“ (Nordt/Kugler/Recla 2010, S. 9) ergaben, dass die Kinder von gleichgeschlechtlichen Paaren nur ein Defizit im Vergleich zu heteronormativen Paaren aufweisen. Dies ergibt sich aus den homonegativen Reaktionen des sozialen Umfeldes (vgl. Nordt/Kugler/Recla 2010, S. 9 ff.).

Die Metastudie „Expertise zur Lebenssituation schwuler und lesbischer Jugendlicher in Deutschland“ (vgl. insg. Sielert/Timmermanns 2011) vergleicht unterschiedliche Studien und kommt zu folgenden Ergebnissen:

„Homophobe Stimmungen, Diskriminierung und Gewalt gehören immer noch zu den Sozialisationsbedingungen von [lsbtqi] Jugendlichen“ und „[homophobe] Einstellungen in der Bevölkerung [liegen] immer noch bei ca. der Hälfte der Bevölkerung [vor]“ (Sielert/Timmermanns 2011, S. 37).

Die Familie als einer der wichtigsten Bezugspunkte für Rückhalt und als Schutzraum für Kinder und Jugendliche (vgl. Ecarius/Köbel 2011, S. 383 f.) verliert seine Bedeutung für nicht-heterosexuelle Heranwachsende, haben doch viele von ihnen mit Repressalien von ihren Familien zu rechnen. Drei Viertel der Jugendlichen haben Angst vor einer ablehnenden Haltung ihrer sexuellen Orientierung im Freundeskreis. Dieser stellt mit der Familie die wichtigste Sozialisationsinstanz dar und wirkt bei der „Vermittlung von gruppenspezifischer Orientierungen und der Bereitstellung von Deutungsangeboten zur Selbstpositionierung“ (Höblich 2017, S. 48) in besonders starker Weise. „Schwul“ oder „Schwuchtel“, aber auch „Lesbe“ sind auf deutschen Schulhöfen nach wie vor die häufigsten Schimpfwörter (vgl. Klocke 2012, S. 87). Durch die Ausweitung der Ganztagschulen und der damit verbundenen Abnahme von Freizeit der Schüler*innen (vgl. Deutscher Bundestag 2017, S. 208) sind nicht-heterosexuelle Heranwachsende noch länger einem homonegativen Raum ausgesetzt. Alle drei Kernherausforderungen des Jugendalters werden hierdurch in besonderer Weise angesprochen und gefordert. Der homonegative Ort Schule kann durch Mobbing die Leistungsfähigkeit einschränken und sich so auf die Qualifizierung der betroffenen Person auswirken. Insbesondere psychische Belastungen, wie Einsamkeit, Risikoentwicklungen und Identitätsprobleme führen dazu, dass sich viele lsb Schüler*innen erst nach Beendigung der Schulzeit outen (vgl. Krell/Oldemeier 2015, S. 21).

„Damit verlieren sie Freiräume der Selbstpositionierung und Verselbstständigung, da aufrichtige Freundschaften, erste Liebesbeziehungen und die Bearbeitung der Entwicklungsaufgabe ‚Umgang mit Sexualität lernen‘ biografisch nach hinten verlagert werden“ (Fend 2005, S. 254 zitiert nach Höblich 2017, S. 48).

Die Studie „Identitätsentwicklung schwuler Jugendlicher“ (vgl. insg. *Biechele* 2009) kam zu dem Ergebnis, dass das Suizidrisiko bei schwulen Jugendlichen vier- bis sechsmal höher ist im Vergleich zu heterosexuellen jungen Männern.

An dieser Stelle sind die Pädagog*innen gefragt und sollten mit diversitätssensibler Herangehensweise die Themen bearbeiten und auch außerschulische Angebote einbinden, schließlich sind ca. 7,4% aller Menschen nicht-heterosexuell (vgl. *Deveaux* 2016). Somit sind in jeder Klasse ein bis zwei Menschen betroffen.

2003 erließ die Bundesarbeitsgemeinschaft der Landesjugendämter (BAGLJÄ) einen Beschluss: „Sexuelle Orientierung ist ein relevantes Thema der Jugendhilfe“ (vgl. insg. *BAGLJÄ* 2003). Das Thema wird als „wichtiger Aspekt“ betitelt und soll in ALLEN Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe angemessen berücksichtigt werden. Aus diesem Beschluss heraus zeigt sich die Brisanz der Thematik für die Soziale Arbeit insbesondere in Handlungsfeldern der Kinder- und Jugendhilfe, aber auch in angrenzenden Arbeitsfeldern. Die juristischen Hintergründe hierzu werden in Kapitel neun näher erläutert.

Die BAGLJÄ verweist in ihrem Beschluss ausdrücklich auf sämtliche Leistungsbereiche der Kinder- und Jugendhilfe:

„[...] in allen Maßnahmen ambulanter und stationärer erzieherischer Hilfen [...] im Sinne einer Normalisierung ein vorurteilsfreier Umgang mit der Thematik Homosexualität zum Alltag gehören [muss].“ und „Haupt- und ehrenamtlich in der Jugendhilfe Tätige sollen im Rahmen von Aus- und Fortbildung zum Thema sexuelle Orientierung qualifiziert werden, und zwar im Kontext einer allgemeinen Wertschätzung von Vielfalt, von Respekt vor dem Anderen, von Erziehung zu Gemeinschaftsfähigkeit sowie von Prävention von Diskriminierung und Gewalt“ (*Nordt/Kugler/Recla* 2010, S. 12).

Der Erfolg der Umsetzung dieses Beschlusses lässt sich aufgrund der Studienergebnisse, die seitdem durchgeführt wurden, stark bezweifeln.

Hierzu lässt sich ebenfalls die Debatte um den baden-württembergischen Bildungsplan 2014 anführen, der die geschlechtliche und sexuelle Vielfalt in den gesamten Bildungsplan als Querschnittsthema inkludiert (vgl. insg. *Tuider/Dannecker* 2016). Dieser wurde mit homonegativen und sexistischen Anfeindungen torpediert. Der Widerstand ist enorm und Feindbilder werden heraufbeschworen. Es ginge um „Frühsexualisierung“ oder Verführung zu „nicht normalen“ Sexualitäten (vgl. *Jellonek* 2016, S. 7 ff.).

„Gerade in Zeiten inklusiver Schule, die bewusst auf den Umgang mit Heterogenität setzt, muss man auch auf den Umgang mit Sexualität auf Pluralität setzen und Kindern und Jugendlichen ein angstfreies, lustvolles Erleben ihrer jeweiligen sexuellen Präferenzen ermöglichen – in sexueller Selbstbestimmung“ (Jellonnek 2016, S. 11).

Die Tabuisierung der Thematik erstreckt sich von der Gesellschaft bis hin zur Institution Schule und deren Lehrpläne, wie auch Sozialer Arbeit und der Kinder- und Jugendhilfe (vgl. Höblich 2014, S. 44). Im Bereich der Forschung zeichnet sich derweil ein Bild ab, das schwule und lesbische Lebenswelten vermehrt darstellt und empirisch belegt. Im Bereich der Bisexualität sowie Transidentität sind hingegen große Lücken in der Forschung zu verzeichnen (vgl. Martin/Meezan 2009, S. 23). Zum aktuellen Stand können bis heute keine repräsentativen Daten herangezogen werden, bestehende Daten sind häufig nur einseitig ausgerichtet und beziehen sich dabei auf einzelne Dimensionen sexueller Identität oder spezifischer Populationen (vgl. Timmermanns 2017, S. 140). Insgesamt ergeben sich hieraus folgende Forschungsfragestellungen:

1. Welche Bedeutung wird der sexuellen Orientierung in der Praxis Sozialer Arbeit mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen tatsächlich zugemessen?
2. Welche Auswirkungen hat eine Nichtbeachtung der sexuellen Orientierung auf die Ausgestaltung von Hilfeprozessen mit Jugendlichen und jungen Erwachsenen?
3. Wie muss sich die Soziale Arbeit in Profession und Disziplin verändern, um den Beschluss der BAGLJÄ adäquat umzusetzen?

Wie aufgezeigt werden konnte, resultiert ein massiver Teil der erlebten Diskriminierung aufgrund der heteronormativ vorherrschenden Gesellschaftsstrukturen. Daher werden diese nachfolgend metatheoretisch näher beleuchtet und kritisch diskutiert.

3 „Das ist normal und war schon immer so!“ – Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit als gesellschaftliche, machtvolle Norm

„Die meisten Menschen gehen fraglos davon aus, dass unsere soziale Welt von Frauen und Männern bewohnt wird, dass die Natur diese zwei Geschlechter hervorgebracht hat und dass mit dieser natürlichen Eigenart einige grundlegende, kaum veränderbare Handlungsdispositionen verbunden sind“ (Ziegler 2008, S. 13).

Diese Denkweise wird in den Geistes- und Sozialwissenschaften als Heteronormativität bezeichnet. Gemeint ist damit das vorherrschende Bild innerhalb der Gesellschaft, dass die „Heterosexualität [die] Norm der Geschlechterverhältnisse“ darstellt (Wagenknecht 2007, S. 17). Dieses Konstrukt agiert auf zwei Ebenen. Zum einen drängt es Menschen in zwei vorgefertigte Geschlechterkategorien mit eindeutigen sexuellen Orientierungen: männlich und weiblich im gegenseitigen (sexuellen) Begehren (vgl. Wagenknecht 2007, S. 17). Zum anderen strukturiert es das Zusammenleben der Menschen in ihren Alltagswelten, beispielsweise in der Erwerbstätigkeit oder auch in Familienbildern im Sinne einer „klassischen Rollenverteilung“. Die Folge hiervon sind klare Rollenbilder, Rollenvorstellungen und Rollenerwartungen (vgl. Ziegler 2008, S. 13 f.).

„Als ‚normal‘ gilt, wer eine eindeutige Geschlechtsidentität in Übereinstimmung mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht (männlich/weiblich) besitzt und dessen sexuellen Begehren und Lebenskonzept auf das jeweils andere Geschlecht (männlich/weiblich) ausgerichtet ist. In diesem Sinne gelten schwule, lesbische, bisexuelle und transidente Menschen als nicht ‚normal‘ und werden zu den von der Norm abweichenden Anderen [gezählt]“ (Höblich 2018, S. 189).

Um die Bedeutung und Wirkweise des heteronormativen Konstrukts zu verstehen bedarf es zunächst einer umfassenden Klärung der Begrifflichkeit. Insbesondere im Prozess der Normbildung und Normsetzung wird Heteronormativität unzureichend reflektiert (vgl. Pechriggl 2008, S. 25). Mesquita identifizierte hier zwei Problemfelder, die bereits im Begriff der Heteronormativität impliziert sind „die einen Einsatz für die Analyse gegenwärtiger

Wirkweisen von Heteronormativität erschweren“ (*Mesquita* 2011, S. 36). Die Begrifflichkeit als solche deutet vordergründig darauf hin, dass sie sich ausschließlich auf (hetero-) sexuelle Normen konzentriert, wenngleich nur eine bestimmte Form der Heterosexualität gemeint ist.

Mesquita führt ihre Kritik auf die „heterosexuelle Matrix“ nach Judith Butler zurück, da dies auf klaren Gegensätzen beruht, was paradoxerweise genau den Gegenpol zur Queer Theory bildet, die binäre Gegensätze aufzulösen versucht (vgl. *Mesquita* 2011, S. 43 ff.). Butlers heterosexuelle Matrix ist dahingehend aufgebaut, dass das biologische Geschlecht, das soziale Geschlecht als auch das sexuelle Begehren fest konstituiert sind. Dies setzt eindeutige biologische Geschlechter, die mit sozialen Rollenerwartungen verknüpft sind voraus. Heterosexualität bildet hierbei die gesellschaftliche Norm, die andere Lebensweisen, Geschlechter und Einstellungen hierarchisch anordnet und strukturiert (vgl. *Butler* 1993, S. 3 f.). Die daraus resultierenden Machtverhältnisse werden von Butler losgelöst von anderen möglichen Indikatoren betrachtet (vgl. *Mesquita* 2011, S. 49). Weiter postuliert Butler indem sie die Begriffe „Norm, Recht und Gesetz“ weitestgehend synonym zueinander verwendet eine sprachliche Wirklichkeit, die veränderbare gesellschaftliche Prozesse und vordergründig starre juristische Gegebenheiten verschwimmen lässt (vgl. *Mesquita* 2011, S. 50). Drittens kritisiert Mesquita, dass durch das ahistorische Festschreiben der heterosexuellen Matrix eine universelle Struktur abgebildet wird, die nicht veränderbar scheint (vgl. *Mesquita* 2011, S. 50).

Das zweite Problemfeld steckt im Wortkern der „Normativität“, der eine binäre Kategorisierung als Norm meint, die die Gesellschaft in zwei Dispositionen spaltet. Allerdings ist hierbei nicht nur die Ebene der binären Norm angesprochen, sondern auch die der Machtverhältnisse einer Gesellschaft in ihren unterschiedlichen Bedeutungskontexten (vgl. *Mesquita* 2011, S. 36 f.). Im Fokus muss hierbei die Gestalt der Heteronormativität betrachtet werden, die über Generationen und historische Kontexte gewachsen ist und sich dementsprechend modifiziert hat.

Heteronormativität ist eine Konstruktion, die sich nicht nur auf sexueller oder geschlechtlicher Ebene abspielt, da sie sich in „nahezu allen Formen und Arrangements des sozialen Lebens produziert“ (*Berlant/Wagner* 2005, S. 87). Hierbei besitzt diese Norm ein hohes Gewicht wenngleich sie häufig nicht klar erkennbar ist und Veränderungen unterworfen sein kann. Für Individuen ergibt sich daraus die ständige Frage nach der Passung in die Norm, andernfalls können sich Gewissensbisse, Prestigeverluste oder Strafen abbilden (vgl. *Lautmann* 2013, S. 205 f.). Durch die (heterosexuelle) Norm ent-